

„Kennen wir uns?“

Lange Zeit hielten wir unsere Autorin für arrogant, weil sie grußlos an uns vorbeiging. Jetzt wissen wir: Sie kann sich einfach keine Gesichter merken. Damit ist sie nicht allein. Gesichtsblindheit, sagen Forscher, ist erstaunlich weit verbreitet.

Von Birgit Herden

Fast ist es zu spät, als ich den Fauxpas bemerke. Beinahe wäre ich achtlos an meinem Chef vorbeigegangen. Dabei hätte ich auf der Hut sein müssen: Die langen Gänge des Verlagsgebäudes sind voll mit Fremden, die einander freundlich grüßen.

Mit dem üblichen Hallo will auch ich vorbei an einem dunkelhaarigen Mittdreißiger, doch irgendwas ist anders. Alter und Statur stimmen - ist das nicht mein neuer Chefredakteur?

Der Mann, mit dem ich mich schon zweimal unterhalten habe? Für den ich gerade Hunderte Bahnkilometer zurückgelegt habe?

So vertraut wie das Blut, das mir ins Gesicht schießt, so routiniert ist das Rettungsmanöver.

Scharf bremsen, stehen bleiben, ein freundliches Lächeln aufsetzen und auf allen Kanälen funken: »Hallo, du Unbekannter, ich kenne dich. Schön, dich wiederzusehen! « Weil ich mir aber doch nicht ganz sicher bin, eile ich schnell weiter zum Konferenzraum.

Kurz darauf eröffnet der nette Mann die Sitzung.

Das Seltsame an dieser Geschichte ist, dass mir 33 Jahre lang nicht in den Sinn gekommen ist, etwas daran könnte nicht normal sein. Verträumt? Vertrottelt? Vielleicht.

Aber ein Schaden im Oberstübchen, eine Schraube locker? Niemals.

Erst vor drei Jahren kommt die Erkenntnis. Damals lese ich in einer Zeitschrift einen Bericht über neue Forschungsergebnisse: Menschen erkennen einander auch in riesigen Massen mühelos an ihren Gesichtern. Ganz automatisch. Sie müssen sich dabei nicht einmal besonders für einander interessieren. Sie grüßen ihre Nachbarn, erkennen auf Partys flüchtige Bekannte. Nur ab und zu steht ein Sonderling daneben. Einer, der vielleicht schüchtern erscheint, tiefsinnig oder sogar arrogant. Einer, dem in Wirklichkeit ein simples Primatentalent fehlt - die Fähigkeit, Gesichter zu erkennen. Einer wie ich.

Gesichtsblindheit, von Fachleuten Prosopagnosie genannt, ist eigentlich lange bekannt. Immer wieder wird von Fällen berichtet, in denen Menschen nach einem Unfall oder Schlaganfall die Augen öffnen und sich nicht mehr zurechtfinden, weil sie sich von Fremden umgeben glauben. Die Tragödien zeigen: Die anderen im sozialen Verband zu erkennen ist für das Augentier Mensch eine lebenswichtige Fähigkeit.

Schon kurz nach der Geburt heften Säuglinge ihre Blicke auf Gesichter - und beginnen mit dem Training. Nach wenigen Wochen erkennen sie das Gesicht der Mutter.

Und nach neun Monaten sind sie wahre Spezialisten für Menschengesichter.

Wie das genau funktioniert, erforschen Kognitionspsychologen. Dank bildgebender Verfahren können sie dem Gehirn heute beim Denken zusehen. Als gesichert gilt inzwischen, dass ein Bereich einer bestimmten Großhirnwindung im unteren Schläfen- und Hinterhauptlappen, die Fusiform Face Area (FFA), besonders aktiv ist, wenn Menschen Gesichter wahrnehmen.

Heftig umstritten ist allerdings, ob das erbsengroße Areal nur auf Gesichter reagiert oder auf alle Objekte, für die Menschen eine besondere Expertise entwickeln - etwa auch auf Autos oder Vögel.

Nicht nur Patienten mit Verletzungen an der Großhirnrinde leiden an Gesichtsbblindheit.

Immer wieder gibt es auch Berichte über Menschen, die von Geburt an blind für die feinen Unterschiede von Mündern, Nasen und Augen sind. Für die Forscher sind diese Fälle vor allem eines: faszinierende Anomalien, die helfen könnten, die Abläufe in gesunden Gehirnen besser zu verstehen.

Eine ketzerische These vertritt seit drei Jahren das deutsche Forscherehepaar Martina und Thomas Grüter vom Institut für Humangenetik in Münster: Gesichtsbblindheit sei keine seltene Ausnahme, sondern ein weit verbreiteter, meist unerkannter Defekt. In einer Umfrage unter rund 500 Schülern und Studenten wollen sie herausgefunden haben, dass jeder 50. Befragte betroffen ist. Die weltweit erste Erhebung dieser Art ist allerdings noch in keiner Fachzeitung veröffentlicht worden. Fachkollegen wollen sich daher nicht dazu äußern.

Vor drei Jahren sorgen die Behauptungen der beiden Ärzte dennoch für Aufsehen in der Öffentlichkeit. Auch ich lese damals zum ersten Mal über ein Phänomen, das seltsam vertraut erscheint und mir tagelang nicht mehr aus dem Kopf geht. Bis ich Martina Grüter anrufe - wie viele andere, die auf ihren Artikel gestoßen sind. Ihr Mann ist selbst gesichtsblind, stellt sich heraus, spürbar ist die Forschung des Paares persönlich motiviert.

Lachend tauschen wir Geschichten aus, kleine Peinlichkeiten, wie sie jeder kennt.

Aber ich gesichtsblind? Nein, mit den armen Teufeln, die ihre eigene Mutter und sich selbst im Spiegel nicht erkennen, habe ich nichts gemein. Meine Mutter könnte auch mit lila Perücke auftauchen, ich würde sie erkennen. Ich sehe Gesichter, in die ich blicke, klar und deutlich, in ihrer Schönheit oder Hässlichkeit, in allen Einzelheiten.

Oder? Während ich so zweifle, beginnt Martina Grüter mit ihrer Ferndiagnose: Ob es mir oft passiert, dass mich auf der Straße jemand grüßt, den ich nicht kenne, und wie ich mich dann verhalte? Ob ich gern auf Partys gehe? Ob ich im Restaurant den Tisch mit meinen Freunden auf Anhieb finde?

Autsch. Meist weiß ich ja, wo ich gerade gesessen habe. Treffe ich mich aber mit einer noch eher neuen Bekanntschaft, dann suche ich tatsächlich nach jemandem, der allein sitzt. Der aufschaut, wenn ich komme, und mich freundlich anlächelt - der ist es dann!

Ob ich in Filmen leicht durcheinander komme, weil ich die Schauspieler verwechsle?

Zuweilen schon, doch erkenne ich Julia Roberts, George Clooney und mindestens zwei Dutzend andere. Ich kenne ihre Gesichter genau. Nicht nur die Star Trek-Figuren mit den auffälligen Gummimasken.

Manchmal verwirren mich allerdings die Synchronsprecher. In Weites Land nervt mich, dass eine der beiden Hauptdarstellerinnen mit der deutschen Stimme von Audrey Hepburn spricht und noch dazu schlank und dunkelhaarig ist. Frau Grüter stellt mir viele Fragen, und am Ende sagt sie: »Ja, eindeutig Prosopagnosie, mit Sicherheit.« Es klingt fast wie eine frohe Botschaft.

Willkommen im neuen Leben.

Das Gedankenkarussell beginnt sich zu drehen: Als Kind galt ich als verträumt.

Doch das ewige Geschimpfe meiner Eltern, ich solle die Nachbarn grüßen, hört das nicht jedes Kind? Einen echten Schock bekam ich erst, als ich im Finanzamt zu arbeiten begann. Von ganz oben gab es einen Rüffel, weil ich angeblich die Kollegen auf dem Flur nicht grüßte. Was soll das, dachte ich empört, ich kenne die doch gar nicht!

Blödes Bürokratenvolk.

An der Uni wurden diejenigen meine besten Freunde, die im Laborkurs direkt neben mir saßen. Wir wurden eine Vierergang.

Noch heute bin ich überzeugt, dass ich im ganzen Semester keine besseren Typen hätte finden können. Im zweiten Semester besuchte ich allerdings einen Kurs, den die anderen drei schon hinter sich hatten. Als ich mir einen Partner für ein Praktikum suchen sollte und mich im Saal umblickte, erkannte ich niemanden. Zum Glück lächelte mich einer an, der wurde es. Als er mir später erzählte, dass er im Semester zuvor nur zwei Reihen vor mir gesessen hatte, wollte ich es nicht glauben.

Prosopagnostiker, sagt Martina Grüter, kommen meist auf diese Weise durchs Leben.

Und sie entwickeln Ausweichstrategien, schließlich kann man Menschen an vielen Merkmalen erkennen. An den Haaren, der Statur, dem Gang, der Stimme. An einer Brille, einem Leberfleck oder besonders dichten Augenbrauen. Dazu meist am Kontext. All das genügt, um lediglich als gelinde verschroben zu gelten. Mein ganzes Leben soll also durch einen neurologischen Defekt geprägt sein? Ich schwanke zwischen Staunen und Skepsis.

Auf der Suche nach weiteren Prosopagnosie-Experten stoße ich auf eine Kognitionspsychologin an der Universität Pittsburgh. »Gesichtsblindheit kommt wahrscheinlich weitaus häufiger vor, als früher angenommen«, sagt Marlene Behrmann.

Was die von den Grüters geschätzten Zahlen angeht, ist sie allerdings skeptisch. Bei ihrer Arbeit lege sie strengere Kriterien an, um zu erkennen, ob ein Patient wirklich an Prosopagnosie leide.

Immerhin ist es inzwischen auch Martina und Thomas Grüter gelungen, ihre selbst entwickelte Fragebogendiagnostik zu untermauern.

Gemeinsam mit Wissenschaftlern der Universität Cardiff haben sie acht der von ihnen identifizierten Gesichtsblinden einer Testreihe unterzogen. Dabei erkannten diese im Durchschnitt 9 von 20 Gesichtern prominenter Persönlichkeiten, während dies einer Kontrollgruppe im Mittel 14-mal gelang. Aber reicht dieser Unterschied aus, um eine Krankheit zu diagnostizieren?

Die Grüters sind der Sache weiter auf der Spur. In der gerade zur Veröffentlichung angenommenen Arbeit zeichnen sie anhand von sieben Stammbäumen das familiäre Umfeld von insgesamt 38 Fällen nach:

Demnach lässt sich die in den Familien gehäuft auftretende Gesichtsblindheit durch einen einzigen Gendefekt erklären. » Das klingt fast zu einfach, um wahr zu sein«, kommentiert Behrmann. Aber sie räumt ein: »Wir stehen noch ganz am Anfang, und die Grüters leisten hervorragende Arbeit.« Und seltsam: Nach anfänglichem Kopfschütteln erzählen mir inzwischen auch mein Vater und meine Schwester die haarsträubendsten Geschichten, wie sie alte Bekannte nicht erkannt haben.

Das rätselhafte Phänomen dingfest und verständlich machen will auch der Neurologe Andreas Lüscho von der Charité in Berlin. Wie ich hat er über die Arbeit des deutschen Forscherpaares in der Presse gelesen. Da er bereits ähnliche Symptome von einem seiner Patienten kannte, wurde er hellhörig.

Eines Tages fragt Lüscho auch mich, ob ich mich genauer untersuchen lassen würde. Über zwei Tage hinweg bombardieren seine Mitarbeiter 13 andere Probanden und mich mit Fragen, Tests und Aufgaben. Sie zeigen uns bekannte Gesichter, unbekannte Gesichter, ohne Haare, von vorn, von der Seite, im Schatten. Von zwei Gesichtern soll ich immer das nennen, das mir zuvor gezeigt wurde. Durch pures Raten würde man in der Hälfte der Fälle richtig liegen, die Kontrollpersonen geben in durchschnittlich 80 Prozent der Fälle die richtige Antwort. Ich komme auf 60 Prozent.

Dann will Andreas Lüscho die schwache magnetische Aktivität meines Gehirns untersuchen. Dazu werde ich in ein Labor an der Physikalisch-Technischen Bundesanstalt in Berlin gebracht, das von allen störenden Magnetfeldern abgeschirmt ist. Die Mitarbeiter fixieren meinen Kopf in einer Schale und bekleben ihn mit 30 Elektroden.

Mit dem Magnetoenzephalografen will Lüscho die feinen Unterschiede zwischen einem »normalen« und meinem Gehirn sichtbar machen. Dazu zeigt er mir wieder Gesichter, Häuser und Nonsensbilder.

Nur 170 Millisekunden, nachdem mein Blick auf ein Gesicht fällt, zeigt die Messkurve einen Aktivitätsgipfel im Schläfenlappen, der charakteristisch für die Gesichterwahrnehmung ist. Typischerweise ist dieser Peak bei Gesichtern stärker ausgeprägt als bei Häusern oder anderen Objekten. Bei vielen Gesichtsblinden aber ist die Kurve kaum größer. Und die Grüters scheinen mit ihren Interviews treffsicher besonders viele Menschen identifiziert zu haben, bei denen das der Fall ist.

Lüscho lässt mich einen kurzen Blick auf die noch unveröffentlichten Daten werfen.

Ich sehe die zappeligen Kurven und frage mich: Ist das nun wirklich eine Störung, eine Krankheit? Die Ursache für die peinliche Begegnung mit meinem Chef? Wie sehr unterscheidet sich meine Welt von der anderer?

Trotz technischen Aufwands ist das Phänomen Gesichtsblindheit bislang nur schwer zu fassen. Lüschows Kurven sind Mittelwerte, sie zeigen einen Trend mit deutlichen Abweichungen. Doch jeder der von den Grüters geschickten Probanden, sagt Lüschow, habe sich auch in den Tests als auffällig erwiesen, die Gruppe sei relativ homogen. Bei der Veröffentlichung seiner Messergebnisse stößt er allerdings bislang auf Widerstand: Manche Gutachter wissenschaftlicher Zeitschriften bezweifeln angesichts der Werte, dass die »angeborene Prosopagnosie « als Krankheit wirklich existiert.

Auch Maximilian Riesenhuber von der amerikanischen Georgetown University gehört zu diesen Skeptikern. Er erforscht seit Jahren die Gesichtererkennung. » Wie viele Gesichtsblinde es gibt, hängt in erster Linie davon ab, wo wir die Grenze ziehen«, sagt der Hirnforscher. » Wir sehen hier eine kontinuierliche Bandbreite, von der normalen Fähigkeit zur Gesichtsunterscheidung bis hin zur Unfähigkeit, selbst das eigene Gesicht im Spiegel zu erkennen.«

In einem Computermodell hat Riesenhuber gezeigt, durch welche Verdrahtung der Neuronen in der Großhirnrinde Menschen Gesichter erkennen könnten. In ersten Testdesigns hat er bei Probanden die Aktivität der FFA gemessen und damit Vorhersagen seines Modells untermauert. Entgegen bisherigen Annahmen funktioniert das Riesenhuber-Modell analog zur gewöhnlichen Objekterkennung: Die unterschiedlichen Gesichter aktivieren eine bestimmte Kombination von Nervenzellen, bestimmte Gruppen aktiver Neuronen stehen also für ein bestimmtes Gesicht. Je ähnlicher die Gesichter oder je ungenauer die Wahrnehmung, desto ähnlicher sind die entsprechenden Aktivitätsmuster. Laut Riesenhuber gibt es vor allem ein Geheimnis für eine gute Gesichtserkennung: Üben, üben und noch mal üben. Dadurch stellen sich die vielen Millionen Neuronen der FFA im Laufe der Jahre auf immer kleinere Variationen ein, sie springen auf immer subtilere Unterschiede der Gegenüber an.

Ist mein Unvermögen also doch nicht angeboren, fehlt mir einfach nur das Training, um Gesichter zu erkennen? Habe ich im Kindergarten vielleicht nicht genug aufgepasst?

Zum Glück kann ich mich mit der Schwäche schon seit langem arrangieren.

Meine Interviewpartner begegnen mir nicht zufällig auf der Straße, sondern an Treffpunkten, und auf Konferenzen tragen sie praktische Namensschilder am Jackett.

Am hilfreichsten aber ist, dass Freunde meine Schwäche längst ungeniert untereinander kommunizieren. Inzwischen gehe ich sogar schon zu großen Premierenfeiern, und es scheint keinen mehr zu wundern, dass mein Mann mir wieder und wieder seine Freunde vorstellt. Ein Kollege, dem ich zuweilen in meinem Viertel begegne, hat mich neulich schon zum dritten Mal angesprochen - und mich aufs Neue mit der äußerst freundlichen Erklärung überrascht, wer er ist. Vor einem halben Jahr noch, habe ich gehört, war er beleidigt, weil ich ihn ignoriert hatte.

Selbst mit dem Chefredakteur habe ich inzwischen manche lange Nacht durchzechet.

Ich glaube, ich würde ihn sogar erkennen, wenn er mir jetzt gleich begegnen würde. Trotzdem warte ich lieber ab, ob er mich grüßt.

Quelle: Die ZEIT Wissen, Juni 2006